

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 277 (1998)

Artikel: Auch Ulrich Bräker machte aus Kuhmist Schiesspulver : Salpetersieden im Appenzellerland und Toggenburg
Autor: Amann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-377037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch Ulrich Bräker machte aus Kuhmist Schiesspulver

Salpetersieden im Appenzellerland und Toggenburg

HANS AMANN

Wer sich schon einmal das Vergnügen geleistet hat, die persönlichen Aufzeichnungen des «Armen Mannes im Tockenburg» in seiner «Lebensgeschichte» nachzulesen, ist in verschiedenen Abschnitten auf den Hinweis gestossen, dass er in jungen Jahren nicht nur als Geisshirt, sondern auch als Salpetersieder tätig war. Schon sein Vater verdiente mit dieser «dreckelichten Arbeit» einige Batzen die darin bestand, aus Kuhmist Salpeter zu produzieren.

Da uns diese Art der Herstellung eines Salzes der Salpetersäure heute fremd anmutet, sind wohl einige Erklärungen nötig, wie aus Abfallstoffen der Landwirtschaft ein Produkt entstand, das als Kalisalpeter damals für Schwarzpulver, also Schiesspulver, und zu Pökelsalzmischungen verwendet wurde.

«Mein Vater war wenig daheim; er brennt hie und da im Land und an benachbarten Orten Salpeter. Im Herbst des Jahres (1739) brannte er in Gandten, eine halbe Stunde von Näbis entfernt Salpeter», schrieb Ueli auf den ersten Seiten seiner Selbstbiographie über seinen Vater Johannes. Als die Familie aus dem Thurtal ins einsame Dreyschlatt unter der Kreuzegg gezogen war, erinnerte er sich, «dass sein Vater auch hier die schmut-



Ulrich Bräker.

Skizze zu einem Ölbild von Jos. Reinhart, 1793. Bräker schenkte dieses Bildchen seinem Wohltäter und Freund Daniel Girtanner in St. Gallen.

zige Arbeit weiter verrichtete. Er wollte das Salpetersieden nicht aufgeben, und dachte, damit wenigstens etwas zur Abherrschung der Zinse zu verdienen». Viel schaute nicht heraus, und Vater Bräker musste, bedrängt von seinen Gläubigern, die kleine Liegenschaft dennoch veräussern. «Er merkte endlich, dass so die Wirthschaft nicht gehen könne. Er änderte sie also und gab nämlich das Salpetersieden auf und blieb daheim.»

Bei Wattwil wohnhaft

Nach dem unfreiwilligen Wegzug aus dem Dreyschlatt im März 1754, wohnten die Bräkers zuerst in Wattwil an der Steig,

am Fusse des Schlosses Iberg. «Was das für eine dunkle, schwarze, wurmstichige Rauchhütte war. Lauter faule Fussboden und Stiegen, ein unerhörter Unflath und Gestank in allen Gemächern.»

Im folgenden Frühling hiess es: «Wohin mit soviel Buben? Jakob und Jörg wurden zum Pulvermachen bestimmt, ich zum Salpetersieden. – Bei diesem Geschäft gab mir mein Vater Uli M., einen groben, aber geraden, ehrlichen Menschen, zum Gehülfen ... der in seinem Berufe elend verstorben, da er in einen siedenden Salpeterkessel fiel.» Scheinbar war das Salpetersieden nicht nur eine schmutzige, übelriechende, sondern demnach auch eine nicht ganz ungefährliche Arbeit. Dennoch arbeitete der junge Bräker weiter, notgedrungen, denn «da hab ich mit salbetersieden mein Brot Bekomen».

«Gegen den Herbst zogen wir in die Pulverstampfe. Herr Ammann H. nahm nämlich um diese Zeit meinen Vater zum Pulvermachen an.» Nicht nur das Salpetersieden unterstand einer Regalpflicht, auch das Pulverstampfen war nicht jedermann erlaubt.

Die Stadt Bern bezog bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts grosse Mengen von Salpeter aus

der Ostschweiz. So verwundert es nicht, dass Berner Fachleute die Toggenburger in die Kunst des Pulvermachens einführten. Ueli schrieb 1754 darüber: «Der Meister C. Gasser, wurde von Bern verschrieben und lehrt uns diess Handwerk aus dem Fundament, sodass wir auch das Schwerste in wenigen Wochen begreifen konnten.» – Sein Vater und er arbeiteten «... in bolverstampf alda wir das Bolvermachen gelehret». Es war nicht das erste Mal, dass Ueli Bräker mit Schwarzpulver zu tun hatte. «Da ich in meiner Jugend, fürwizig mit Bulver umgegangen, hab ich mir die augen verbrent zur straf; Ein andersmal da ich unvorsichtig schiesen wolte mir ein gwer versprengt und zur straf ein stück von der Hand weggeschlagen.»

«In der That war mir auch die schwarze und gefährliche Kunst eines Pulvermachers höchst zuwider; denn dergleichen Spezerey hatt ich nun genug gerochen.» Er erinnerte sich an die Zeit, die er gegen seinen Willen als Söldner im Heer Friedrichs des Grossen verbracht hatte und dort oft von Pulverschmauch umgeben war.

Seiner «Dulzinee», seiner zukünftigen Frau Salome passte die schmutzige Arbeit ihres Ueli mit Salpetersieden von der ersten Stunde an nicht. «...sie liess sich gegen mir heraus, dass ihr meine dreckelichte Handthierung mit dem Salpetersieden gar nicht gefalle; und mir wars selber so...» Der junge Bräker gab sei-

Die Abbildung stammt aus einer Bilderhandschrift aus dem 15. Jahrhundert und liegt in der Zentralbibliothek.

Sie ist mit -gotischen Minuskeln beschriftet: «die chunst sol dier nicht laiden wie man salpeter sol schaiden.»



ner Frau zuliebe diese Beschäftigung auf und fing auf ihren Rat ein kleines «Garn-Händelchen» an, mit dem er allerdings zwar nicht auf einen grünen Zweig, dafür aber unter die Leute kam.

Hochburg im Appenzellerland und Toggenburg

Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert spielte das Salpetersieden im Appenzellerland und im Toggenburg als zusätzliche Einnahmequelle eine nicht unbedeutende Rolle. Wer Schwarzpulver, also Schiesspulver her-

stellen wollte, musste Salpeter zur Verfügung haben. Diesem fügte man noch 10% Schwefel und 15% Holzasche bei. Die übelriechende Masse aus Kuhmist und Erde, die um die Kuhställe und auf den Wiesen zusammengekratzt werden musste, wurde zusammen mit Wasser, in welches einige Zeit vorher Buchenholzasche (Pottasche) eingelegt worden war, gekocht, später abgeseiht und eingedampft. Das weissliche Salpetersalz setzte sich am Gefässrand nieder und konnte abgekratzt werden. Zur Herstellung der Pottasch wurde



Die Abbildung stammt aus einer Bilderhandschrift aus dem 15. Jahrhundert und liegt in der Zentralbibliothek in Zürich. Sie ist mit gotischen Minuskeln beschriftet: «die kunst sol zu dir fassen wie der mersalt vo dem salpeter sol waschen.»

Holzäsche in grosse runde Behälter (Potten) gefüllt. Von Zeit zu Zeit setzte man Wasser zu, dass das Kaliumkarbonat herauslöste und die Kohleteilchen nebst anderen Verunreinigungen zurückliess. Die alkalisch reagierende Flüssigkeit wurde dann durch Tücher filtriert und unter anderem zum Waschen von Kleidern benutzt.

Ältere Leser erinnern sich vielleicht noch, dass in den Jahren des Zweiten Weltkrieges, als Seife auch bei uns Mangelware und deshalb rationiert war, auf diese Methode der Waschlaugen-Her-

stellung zurückgegriffen wurde. Liess man die Lauge eintrocknen, blieb ein weisses Salz, die Pottasche zurück, die eben zur Herstellung des Salpetersalzes nötig war.

Aus wehrwirtschaftlichen Gründen waren die Regierungen bemüht, Salpeter zu erhalten. Sie legten laufend Vorräte an, die sie in Zeughäusern einlagerten, um jederzeit in der eigenen Pulverstampfe Schiesspulver herstellen zu können.

Die Stadt Bern hatte von Zürich 1383 Salpeter bezogen, nur wenige Jahrzehnte nachdem

der Dominikanermönch Berthold Schwarz als erster in Europa das Schiesspulver erfunden hatte. Erste Hinweise von Handel mit Salpeter liegen von 1426 vor, als die Ravensburger Handelsgesellschaft in Barcelona Salpeter verzollte. Hundert Jahre später anerbot sich die Stadt Chur, Salpeter nach Zürich zu liefern, und 1544 verbot der Abt des Klosters St.Gallen, Diethelm Blarer von Wartensee, Salpeter ausserhalb seines Fürstentums zu verkaufen. 1584 beschloss der Rat von Zürich, Salpeter anzuschaffen zur «Verfertigung mehrerer Pulvers auf den Notfall», 1595 wurden weitere Vorratskäufe beschlossen. 1620 traf aus Urnäsch ein Angebot für Salpeter ein; im selben Jahr wurde auch einem Privaten die Erlaubnis erteilt, für das Zeughaus nach Salpeter zu graben, und im gleichen Jahr lieferten «Salniter Sieder» Salpeter an den Fürststab von St.Gallen.

Die eidgenössischen Schirmorte erliessen 1688 und 1718 spezielle Landmandate für das Graben von Salpeter im Toggenburg. Dass sich die Salpetergewinnung auf ländliche Gegenden beschränkte, lag daran, dass zur Erzeugung stickstoffhaltige Substanzen, die vor allem um Viehställe und Jauchegruben herumliegen, nötig waren. Zudem musste Holz als Brennstoff, aber auch zur Herstellung von Pottasche in genügender Menge zur Verfügung stehen. Diese Voraussetzungen waren in der Ostschweiz ausreichend vorhanden.

So war es naheliegend, dass gerade im Appenzellerland und im Toggenburg viel Salpetererde gegraben und gesotten wurde.

Weil es scheinbar schwieriger war, in und um Zürich herum Salpetersieder zu finden, liess man diese aus dem Toggenburg und dem Appenzellerland kommen. So erhielten 1750 *Johann Städler und ein Hans Conrad Holdenegger* aus Urnäsch Patente mit der Verpflichtung, allen Salpeter dem Zeughaus in Zürich abzuliefern. Dritte zu bedienen war ihnen bei Strafe verboten.

Holz schien im Zürichbiet auch nicht wohlfeil vorhanden gewesen zu sein. Jedenfalls emp-

fahl Rats- und Zeugherr Landolt 1776 den Behörden, Salpeter in Zukunft fertig geläutert zu beziehen. Die Zürcher Pulvermühle hatte einen Jahresbedarf von 130 bis 140 Zentnern, aber auch die Zunfthäuser zur Saffran, zur Meise und Widder unterhielten eigene Salpeterlager, die allerdings meist schlecht unterhalten wurden.

Die einzige in der deutschen Schweiz bekannte Beschreibung der Herstellung von Salpeter wurde in den Jahren 1724 und 1725 in den Neujahrsblättern der heute noch existierenden Zürcher Zunft «Constaffleren und Feuerwerkerei» sogar in Versform festgehalten.

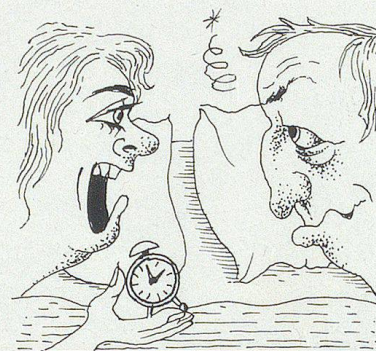
*Soll der Salpeter zum Gebrauch bereitet werden,
So wird in Ställen erst gestochen aus die Erden,
In eine Standen hald auf Aschen hingethan,
Da man auch Wasser giesst, so oft als nöthig, an,
Und zäpft zwei-, dreimahl ab, bis man eine Laugen
Von solchem Zeug bekommt, die etwas möge taugen.
Die wird auch zwanzig Stund, und mehr gesotten dann,
Bis in Geschiren der Salpeter schiesset an:*

*Der wird so roh hernach mit Wasser frisch benetzt,
Und dass er nach und nach vergehe, hingesezt
In Kesseln auf das Feur: Man legt von Ejerklär
Vil etwas Alaun ein, dass er sich lautre gär.
Zumahl, was unrein ist, bald in den Schaum hinschiesset,
Und den Salpeter man in andre Kessel giesset:
Die Laugen wird so fort gelassen ab darvon:
Und wenn Er trocken wird, ist er geläutert schon.
Man eilt drauf noch einmahl ihn auf das Feur Zustellen
Und rühret, wann Er zergeht, mit Spatten oder Kellen,
Bis dass das Wasser ganz verrauchet, und also wird
Er wie ein weisses Sand geschiklich calciniert,
Inzwüschet, da uns kein Salpeter kan befreyen
Von unserm Sünden-Wust, kein Laugen hier gedeyen,
Wäsch, Jesu, du uns ab mit deinem Geist und Blut
Dass mit dem neuen Jahr bey uns werd alles gut.*

Appenzeller Witze

«Du, Hastoni, sönd deer no ke Goofe gstoobe?» – Hetocht en Narre, Maati, i globe, wenn ees vo miine ab em Bank keit wär, so hets no gär zwää dross ggee!»

«Warum wirst Du ein Christ genannt, Seppli?» frägt der Pfarrer in der Religionsstunde. «Jo, seb neent mi ebe au wonder», meint der Seppli.



Ame Mektig hend e paar Höckler spoote Füreobed gchaa. Am eene Tag hend zwee devo denand wider troffe. «Wie hets der necht gfalle?» – «Jo, ischt me ebe de gaanz Obed nüd recht gsee! I ha ebe nebis vergesse, vor i deheem ggange bi, nemlich de Frau s Muul zue z tue, ond woni heecho bi, het sis bigoppelig all no off gchaa!» meent de ander.

En Tokter hed ame Puur Bluetegel mitggee. E paar Tag spöter hed er de Pazient gfrooged, wie die gwörkt heiid. «Jo, Herr Tokter, s ischt eso e n äägni Sach mit dene Tierli, e halb Totzed hani abiprocht, aber die eene hed mer s Wiib möse broote!»